

Buchbesprechungen

Autor(en): **Wäckerlin-Swiagenin, Katharina / Ackerknecht, Erwin H. / Koelbing, Huldrych M.**
Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences**

Band (Jahr): **36 (1979)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen

1. Esther Fischer-Homberger, *Krankheit Frau und andere Arbeiten zur Medizingeschichte der Frau*. Verlag Hans Huber, Bern/Stuttgart/Wien 1979. 160 S., 35 Abb. Kartoniert DM 38,-; Fr. 34.-.

In diesem Band sind fünf kürzere Arbeiten zum Thema Frau vereint, die ich nun einzeln vorstellen will.

Wer einen Überblick über *Gynäkologie und Geburtshilfe* schreiben will, kämpft mit der Quellenlage. Fischer-Homberger schreibt, ihr scheine das, was an Schriftlichem auf uns gekommen sei, nur die Spitze eines Eisberges. Dem Eis unter Wasser entspreche die mündliche Tradition und das tatsächliche Arbeiten von Hebammen, Müttern und Nachbarinnen. Es sind vorwiegend Männer, die Medizinisches über Frauen verfassen. Daß der Mann für sie das Normale, die Norm darstellt, spiegelt sich in ihren Fragestellungen und Äußerungen: Ist die Menstruation Zeichen einer Krankheit? Welche Leiden erzeugt der im Körper umherwandernde Uterus? Vesal zeichnete Vagina und Uterus so, daß sie wie unausgestülpte männliche Geschlechtsteile aussehen. Die Frau wurde im Laufe der Zeit mit Uterus, Ovar und Hormonbalance assoziiert; der Mann galt eher als Mensch mit attributivem Geschlecht. In der Neuzeit ging die Gynäkologie allmählich aus den Händen der Praktikerinnen, der Hebammen, in jene der Ärzte über. Sie wurde literaturfähig und zur wissenschaftlichen Disziplin. Ovum und Sperma konnten durch das Mikroskop betrachtet werden. Instrumente kamen in Schwung: Spekulum, Uterussonde, Zange. In neuerer Zeit ist die Frau nicht nur Objekt wissenschaftlicher Bemühungen, sondern sie formuliert auch ihr Selbstverständnis, z. B. was die Sexualität angeht, selber, und die Antikonzeption hat ihr die Möglichkeit gegeben, über Nachkommen frei zu entscheiden.

Einen bestimmten Aspekt der Hysteriegeschichte, die Beziehung zwischen *Hysterie und Misogynie*, behandelt die nächste Arbeit. Die Diagnose Hysterie ist eine Medaille mit zwei Seiten: sie bedeutet Abwertung der Patientin, nimmt sie aber auch aus der Verantwortung heraus. Bei Plato war der Uterus ein Merkmal der Minderwertigkeit. Er konnte als eine Art Lebewesen im Körper der Frau umherwandern und erzeugte dann hysterische Krankheitssymptome. In der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Charakterisierung von Hexen und Besessenen tauchten die gleichen Anzeichen auf, die auch für die Hysterie kennzeichnend sind, nämlich Kreisbogen, Erstickungsanfälle, Krämpfe, Anästhesien. Erst Ende des 16. Jahrhunderts behaupteten Ärzte, diese Symptome seien oft einer Krankheit und nicht der durchaus noch als möglich erachteten Einwirkung des

Teufels zuzuschreiben. Hier hatte die Diagnose entschuldigende und lebensrettende Funktion. Nachdem das aufgeklärte 18. Jahrhundert der Hysterie ihren betont weiblichen Charakter genommen und sie der Hypochondrie an die Seite gestellt hatte, betrachtete man im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert die Hysterie wieder als Zeichen weiblicher Schwäche und Verworfenheit. Kraepelin sah sie im Zusammenhang mit der minderen Nervenkraft der Frau, Weininger mit deren inneren Verlogenheit, d.h. der uneingestanden sexuellen Begierde. Die Autorin beschreibt in dieser Arbeit eine Art Syndrom, das gemeinsame Auftreten von Hysteriediagnose und Frauenfeindlichkeit. Diese monographische Betrachtungsweise läßt viele andere Formen der Geschlechterbeziehung unberücksichtigt. Gerade im Mittelalter gab es neben den Hexenverfolgungen auch eine verklärende Frauenverehrung.

War vorher die Schwäche der Frau ursprünglich im Uterus begründet, wird in der Titelgeschichte, *Krankheit Frau*, die Menstruation als Krankheitszeichen behandelt. In den Hippokratischen und Aristotelischen Schriften ist sie Anzeichen der Krankheit und Heilung zugleich. Der weibliche Körper ist allzu feucht und kalt, die Blutung stellt das Säftegleichgewicht wieder her. Erfolgt sie nicht, können Krankheiten wie Schwindsucht, Lähmungen, Geschwüre und Krämpfe entstehen. Nicht nur als Zeichen der körperlichen Schwäche, sondern in Anlehnung an alttestamentliche Betrachtungsweisen als Zeichen der Unreinheit, ja der Sünde, der Sünde Evas, verstanden wichtige Autoritäten in Mittelalter und Renaissance die Menses. Kennzeichnend ist die Meinung van Helmonts, Maria habe, da bei ihr niemals eine Verderbung stattgefunden, keine monatliche Blutung gehabt. Unter Rousseaus Einfluß gewann die Periode den Aspekt einer Zivilisationskrankheit, ausgelöst durch zu üppiges Essen, mangelhafte Bewegung, aufrechten Gang, aber auch durch unterdrückte weibliche Sexualität. Ob die Menstruation pathologischer oder physiologischer Natur sei, beschäftigte die Mediziner um die Mitte des 19. Jahrhunderts stark. Man sah in ihr das Zeichen einer ungenutzten Möglichkeit zur Schwangerschaft und fragte sich – in einer Zeit erweiterter antikonzeptioneller Mittel – nach der ‘wahren’ Bestimmung der Frau. Nach den Weltkriegen verlor die Menstruation an Symbol- und Symptomwert so sehr, daß man (als Frau) heute diese historischen Stimmen mit Lachen oder Kopfschütteln als irrelevante Absurditäten zur Kenntnis nehmen kann. Daß aber Männer Schwierigkeiten hatten, die Andersartigkeit der Frau in ihr Weltbild einzuordnen, wirkte sich auf die Betroffenen nachhaltig aus. Es ist eine geschichtliche Tatsache wie Kriege und Friedensschlüsse. Weiter scheint mir die Gefahr, daß ein Geschlecht seinen Erlebnisbereich zur Norm setzt, noch keineswegs gebannt.

Die Arbeit *Hebammen und Hymen* greift die Beziehung zwischen der sozialen

Stellung der Hebamme, die die angesehene Stellung der gerichtsfähigen Gutachterin (z. B. in Fragen der Jungfernschaft) verlor und zur manchmal verachteten medizinischen Hilfsperson wurde, und der Rolle des Hymens als Jungfernschaftszeichen auf. Die Zweifel, die von Chirurgen und Wissenschaftlern im 16. Jahrhundert dem Hymen gegenüber laut wurden, trafen nicht nur den anatomischen Sachverhalt, sondern auch diejenigen, die ihn bis anhin diagnostiziert hatten, die Hebammen. Um das 17. Jahrhundert wurde das Hymen von den Anatomen wiederentdeckt, aber anders benannt, von de Graaf z. B. als «jungfräuliche Enge». Als Keuschheitszeichen fand es nur bedingt Anerkennung. Im 18. Jahrhundert gewann das Hymen, vor allem unter dem Einfluß der Autorität Morgagnis, seinen Namen und seine Bedeutung zurück. Daß die Hebammen doch recht gehabt hatten, wirkte sich aber nicht mehr auf ihre Stellung aus; sie blieben der ärztlichen Belehrung bedürftig. Die Rolle des Hymens bei der Deklassierung der Hebammen läßt natürlich dazu ein, den männlichen Fachärzten böse Absicht oder Großsprecherei bei mangelhafter Beobachtung zuzuschreiben. Man darf dabei aber nicht vergessen, daß das, was man sieht, selten ganz unabhängig von dem ist, was man sehen will, und weiter, daß die gelehrten Ärzte stark von der sehr widersprüchlichen Literatur abhängig waren. Morgagni fragt denn auch, wie die Hebammen, ohne je eine Beschreibung des Hymens gelesen zu haben, eines erkennen könnten. Die mündliche Tradition und die Anschauung der Praktikerinnen galten ihm offenbar nichts.

Das Wort *Imaginatio* – Einbildung – ist in zwei verschiedenen Bedeutungen gebraucht worden. Da gab es die Bilder und Vorstellungen, die sich einem Organ, vorzugsweise der Milz oder dem Uterus, einprägten und dadurch krankhafte körperliche Veränderungen hervorriefen. Mit Einbildung konnte aber auch ein Gefühl des Krankseins gemeint sein, dem keine Wirklichkeit zukam. In zwei Fällen, bei der Hypochondrie und der Erklärung eigentümlicher Geburten, löste die zweite *Imaginatio*-Interpretation allmählich die erste ab. So wurde die Meinung, ein Bild oder ein Mensch, den die Schwangere häufig vor Augen habe, könne das Aussehen des Kindes beeinflussen, im Laufe des 18. Jahrhunderts ins Reich der Fabel verwiesen. Anders entwickelte sich die Beziehung zwischen nervösen Beschwerden und körperlicher Grundlage im Fall der Hysterie. Sie sah man nicht als bloß eingebildete Krankheit, sondern als ein Leiden, das auf den Uterus, das Ovar oder später das schwache weibliche Nervensystem zurückzuführen war. Dies wirkte weiter. Denn uns ist der Gedanke, daß sich Körper und Psyche gegenseitig beeinflussen, recht vertraut. Damit stehen wir der alten Imaginationslehre wieder viel näher als das aufgeklärte 18. Jahrhundert. Die Autorin stellt zu diesem Sachverhalt die Frage: Wie wirklich ist die Einbildung

eigentlich? Und weiterführend: Nach welchen Kriterien anerkennen wir Wirklichkeiten? Was der einzelne für wesentlich und zentral ansieht, wo er Autorität und Macht vermutet, das ist für ihn wirklich, antwortet sie. Damit wird der Wirklichkeitsbegriff relativ; Epochen und Individuen erwählen ihre Wirklichkeiten, die gleichwertig zu sein scheinen. Katharina Wäckerlin-Swiagenin

2. Lester S. King, *The Philosophy of Medicine. The early 18th century*. Harvard Univ. Press, Cambridge, Mass. 1978. 291 p. \$ 17.50; Fr. 39.80.

Obwohl der Autor sich wohl bewußt ist, daß die Medizingeschichte aus viel mehr als den philosophischen Standpunkten der großen Ärzte besteht, hat er sich doch auch in diesem Buch (drei Vorgänger und zahlreiche Artikel kreisen um denselben Gegenstand) auf die Philosophie der großen Ärzte in der zweiten Hälfte des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts beschränkt. Er analysiert deren Haltung zum Natürlichen und Übernatürlichen, zu Form und Materie, Prinzipien und Elementen, Iatrochemie und Iatrophysik, Leib und Seele, Imaginatio, Erklärungsprinzipien, System, Ursache, Rationalismus und Empirismus. Er stützt sich dabei auf die Werke von Boyle, Hoffmann, Sennert, van Helmont, Sylvius, Willis, Borelli, Boerhaave und Stahl. Die Unterscheidung zwischen Iatrochemikern und Iatromechanikern, zwischen Rationalisten und Empiristen hält er für undurchführbar und von sekundärer Bedeutung, verglichen zum Gegensatz zwischen den Neogalenisten und den Neueren. Das Buch ist mit großem Fleiß, Gewissenhaftigkeit und Sachkenntnis gearbeitet. Vieles ist allerdings dem bekannt, der halbwegs mit den großen Ärzten und Philosophen der Zeit vertraut ist. Wäre dem Autor alles so gut gelungen wie die letzten vier Seiten (über Analogie), so wäre ich begeistert. Diejenigen, welche mit dem Autor die Auffassung teilen, daß die philosophischen Spekulationen das wichtigste an der Medizingeschichte sind, werden ihn gern lesen. Erwin H. Ackerknecht

3. Juan Arechaga Martinez, *La Anatomia Española en la primera mitad del siglo XIX*. Universidad de Granada 1977. 244 p., 21 ill., 19 Tafeln. 375 pesetas.

Diese sehr fleißige Arbeit gibt einen Überblick über die spanische Anatomie zwischen 1800 und 1854 anhand der Publikationen und im Zusammenhang mit den meist wissenschaftlicher Arbeit sehr abträglichen politischen Ereignissen. In einem zweiten Teil werden die vier prominentesten spanischen Anatomen der Periode biographisch und ergographisch analysiert. Vor allem Manuel Hurtado de Mendoza (1780–1849), von dessen Leben man erstaunlich wenig weiß, außer den Tatsachen, daß er Militärchirurg war, in Paris studierte, ein Verehrer von Broussais war und nie eine offizielle Position bekleidete. Agapito Zuriaga y Cle-

mente (1814–1866) war Professor in Valencia, ein Verehrer der Phrenologie, und versandete wissenschaftlich sehr schnell. Lorenzo Boscasa y Igual (1786–1857) war vor allen Dingen ein sehr fleißiger Übersetzer; er war Neohumoralist und bekleidete eine Stellung als Hofarzt. Mariano Lopez Mateos (1802–1863) war Professor in Granada und Valencia. Er hat sich sehr viel politisch betätigt und offizielle Positionen bekleidet.

Der Autor referiert bezüglich der obengenannten Anatomen ihre Auffassungen über allgemeine Anatomie, Histologie und deskriptive Anatomie, ferner über vergleichende Anatomie, Embryologie, chirurgische und topographische Anatomie und pathologische Anatomie, soweit sie auch diese Gebiete berücksichtigen. Es ist natürlich interessant zu sehen, was diese spanischen Kompilatoren – denn etwas anderes waren sie nicht – aus ihren Vorbildern (vor allem französischen) machten, aber außerhalb Spaniens wohl doch von geringerer Bedeutung. Der Autor beschäftigt sich auch mit der Nomenklatur der vier analysierten Anatomen. Er hat sehr viel schematische Tafeln beige steuert. Warum er einige dieser Anatomen «Romantiker» nennt, ist mir unerfindlich. Aus den von ihm wiedergegebenen Äußerungen derselben ist nichts Romantisches zu ersehen. Erwin H. Ackerknecht

4. Thomas E. Keys, *The History of Surgical Anesthesia* with essays by K. Garth Huston, Chauncey D. Leake, Noel A. Gillespie, John F. Fulton. Robert E. Krieger Publ. Co., Huntington, N. Y. 1978. XXX + 193 p., 43 ill. \$ 9.50; Fr. 22.30.

Es sollte darauf hingewiesen werden, daß die Firma Robert E. Krieger verdienstvollerweise einen Nachdruck der Ausgabe von 1963 dieses 1945 zuerst erschienenen Buches erstellt hat. Es ist noch immer die beste kurze Geschichte der Anästhesie. Nach einer kurzen Vorgeschichte der Anfänge bringt es die klassischen Ereignisse von Priestley bis Morton, die Entwicklungen auf dem Gebiet der Lokal-, Regional- und Spinalanästhesie sowie die intravenöse und endotracheale Anästhesie. Physiologische, pharmakologische und apparatemäßige Aspekte werden ebenfalls referiert. Ein kurzes, aber inhaltsreiches Vorwort von K. Garth Huston erwähnt die wichtigsten Neuentwicklungen nach 1963. Das Buch schließt mit einer Chronologie, zahlreichen Referenzfußnoten und, wie es beim Verfasser vorauszusehen war – er war der Bibliothekar der Mayo-Foundation –, mit einer ausführlichen Bibliographie, welche sowohl nach Autoren wie nach Gegenständen angeordnet ist. Ein unentbehrliches Buch. Erwin H. Ackerknecht

5. *Bibliography of the History of Medicine, No. 13*, 1977. Hrsg. von der National Library of Medicine (U.S. Department of Health, Education, and Welfare), Bethesda, Md. 262 S. \$ 5.00.

Die neueste Lieferung dieser Bibliographie zur Geschichte der Medizin enthält wiederum Titel aus über 2400 Zeitschriften und Reihen, geordnet nach Biographien, Sachschlagworten und Autoren. Im Bereich eines Schlagwortes sind die Arbeiten nach Epochen und Ländern gruppiert. Neben 1977 erschienenen Studien werden auch solche früheren Datums nachgetragen, wenn sie bisher noch nicht berücksichtigt worden sind. Die Abteilung für Medizingeschichte an der amerikanischen Medizinischen Nationalbibliothek bietet damit den Medizinhistorikern erneut ein überaus nützliches Arbeitsinstrument an. Dafür gebührt ihren Mitarbeitern Dank.

Huldrych M. Koelbing

6. David C. Lindberg, *Theories of Vision from Al-Kindi to Kepler*. The University of Chicago Press, Chicago and London 1976. 324 S. £ 13.60; ca. Fr. 42.–.

Aufgrund einer bewunderns- und beneidenswerten Kenntnis aller überhaupt zugänglichen Quellen sowie der gesamten Sekundärliteratur stellt Lindberg die Entwicklung der Sehtheorien im Mittelalter und in der sogenannten (auch von mir so genannten) wissenschaftlichen Renaissance bis zu Kepler dar; Kepler (1604) hat das Auge als optisches Instrument in den Grundzügen richtig verstanden, das reale, umgekehrte Netzhautbild postuliert und die Funktion der wichtigsten Teile des Augapfels richtig bezeichnet.

Lindberg umreißt im 1. Kapitel seines Buches zuerst die verschiedenen, sich teilweise widersprechenden antiken Lehren. Sie wurden im 9. Jahrhundert n. Chr. in Bagdad von dem Philosophen al-Kindi in arabischer Sprache dargestellt und kritisch gegeneinander abgewogen, und nun reißt der Strom der Studien zur Sehtheorie nicht mehr ab. In diesem Bereich gibt es, wie man beim Lesen von Lindbergs Buch besonders eindrücklich erfährt, von dieser Zeit an kein «dunkles», steriles Mittelalter mehr. Freilich beteiligen sich die beiden großen Kulturräume der Alten Welt nicht gleichzeitig in gleichem Maße an der Entwicklung: im islamischen Bereich erreicht sie um 1000 n. Chr. mit Alhazen (ibn al-Haytham) ihren Höhepunkt; auf diesen folgt als weiterer einigermaßen selbständiger Bearbeiter der Thematik im 12. Jahrhundert noch Averroes; im christlichen Europa setzt die rege Auseinandersetzung erst im 12. Jahrhundert richtig ein. Lindberg widmet den beiden Hauptabschnitten des Geschehens je drei Kapitel, nimmt also die spätmittelalterlichen lateinischen Autoren ebenso ernst wie die vorangehenden arabischen. Damit korrigiert er das übliche Geschichtsbild, das wir Historiker der Augenheilkunde spätestens seit Julius Hirschberg (1908) heiliggehalten haben und in welchem aller Glanz auf den islamischen Gelehrten ruhte. Ich glaube, diese Korrektur ist notwendig. In Lindbergs Betrachtungsweise und Beleuchtung verschwinden die tiefen Einschnitte in der historischen Landschaft, die wir zu

unserer besseren Orientierung sonst so stark zu betonen pflegen. Selbst Kepler (Kap. 9) erscheint hier als Vollender der mittelalterlichen optischen Tradition; ohne Zweifel hat er sich selber so gesehen.

Als Beispiel dafür, wie Lindbergs Untersuchung neue Einsichten vermittelt, nenne ich das folgende: Im Gegensatz zu den meisten antiken Philosophen und Medizinern hat Aristoteles die Auffassung vertreten, daß die Augen beim Sehen nicht irgend etwas (Licht, Strahlen, Pneuma) zu den Objekten hin *aussenden*, sondern umgekehrt die Eindrücke *empfangen*. Diese Intromissionstheorie erscheint uns richtig; die entgegengesetzten Extramissionstheorien sind für uns falsch. Anhand von al-Kindis «De aspectibus» zeigt Lindberg jedoch, warum zunächst die Extramissionstheorie allein die optischen Erscheinungen befriedigend zu deuten vermochte. Angenommen, ein Kreis sende, wie Aristoteles lehrt, ein Abbild seiner Form – sein «eidos» – durch die Luft den betrachtenden Augen zu, so müßte er von diesen doch auch stets als Kreis gesehen werden. Daß wir ihn in Wirklichkeit oft als Ellipse, ja als bloßen Strich wahrnehmen, bleibt auf diese Weise unverständlich, läßt sich aber mühelos erklären, wenn man – wie Euklid und andere – annimmt, daß die Augen geradlinige Sehstrahlen zu den Objekten schicken. Erst Alhazen löste die Schwierigkeit, indem er das sichtbare Objekt in Punkte zerlegt dachte, von denen jeder einzelne seine Strahlen aussendet – und dadurch im Auge abgebildet wird. Diese Punkt-für-Punkt-Abbildung im Auge (und zwar – nach Galen – auf der Vorderfläche der Linse) konnte er indessen nur dadurch erklären, daß er alle gebrochenen Strahlen vom Gesehenwerden ausschloß. Trotzdem war nun die Intromissionstheorie als die bessere und damit gültige erwiesen. Im Westen nahm im 13. Jahrhundert Albertus magnus sie auf – er war ohnehin «a loyal defender of Aristotle» –, während Roger Bacon sich um eine Synthese der gegensätzlichen Lehren bemühte: seiner Auffassung nach gibt es tatsächlich von den Augen ausgehende Sehstrahlen; sie machen die Luft bereit zur Aufnahme der von den Gegenständen kommenden Bilder.

Für die Renaissance (Kap. 8) erweitert Lindberg den Kreis seiner Betrachtung auf Künstler und Anatomen: die einen erarbeiteten die Gesetze der Linearperspektive einschließlich des Fluchtpunktes (Leon Battista Alberti), die andern – u. a. Felix Platter – lehrten den Bau des Auges besser kennen. Der geniale Leonardo da Vinci mühte sich vergeblich, den Gang der Lichtstrahlen im Auge zu verstehen; seine mangelhafte Kenntnis der wissenschaftlichen Literatur über Optik wurde ihm zum Verhängnis. Keplers Erfolg bei der Lösung dieser Frage sieht Lindberg vor allem darin begründet, daß er nicht, wie seine mittelalterlichen Vorgänger, bereit war, alle gebrochenen Strahlen als im Auge unwirksam zu ignorieren.

Vor Kepler ging jedermann von der scheinbar selbstverständlichen Vorstellung aus, die Welt müsse sich im Auge aufrecht abbilden. Lindberg nennt das in einer treffenden Formulierung (S. 203): "... the implicit assumption that the image or species in the eye is *seen* rather than interpreted".

So weist Lindberg immer wieder auf wesentliche, bisher oft unbeachtet gebliebene Gesichtspunkte und Zusammenhänge hin. Er verbindet den größten Respekt vor den Quellen mit der Freude, seine eigene, wohlbegründete Sicht der Dinge zum Ausdruck zu bringen. Sein Buch gehört zu den eher seltenen Werken, die ein großes Thema der Wissenschaftsgeschichte souverän und zuverlässig darstellen.

Huldrych M. Koelbing

7. Erna Lesky, *Die Wiener medizinische Schule im 19. Jahrhundert*, 2. Auflage. Kommissionsverlag Hermann Böhlau Nachf., Graz/Köln 1978. 660 S., 110 Abb. Leinen Fr. 88.–.

Erna Leskys großes Werk war in den letzten Jahren nur noch in seiner englischen Version (Baltimore 1976) erhältlich; diese ist von Erwin H. Ackerknecht im *Gesnerus* (Jg. 35, 1978, S. 153f.) besprochen worden. Es ist hochofreulich, daß nun auch die deutsche Originalfassung von 1965 neu aufgelegt werden konnte. Frau Lesky schreibt ja ein Deutsch eigener Prägung, das Klarheit des Gedankens mit Fülle des Ausdrucks vereinigt; die besondere Schönheit ihrer Sprache läßt sich in irgendeiner Übersetzung nur andeutungsweise bewahren. Da «Die Wiener medizinische Schule» ein wissenschaftliches Meisterwerk und ein literarisches Kunstwerk zugleich ist, ist auch gegen den photomechanischen, also in Text und Bibliographie vollkommen unveränderten Nachdruck der 1. Auflage von 1965 nichts einzuwenden. Die Qualität der am Schluß des Bandes vereinigten Tafeln hat darunter etwas gelitten; aber die Bilder sind hier für mein Empfinden ohnehin nicht mehr als die willkommene Zugabe zu einem Text, der ihrer nicht bedarf, um lebendig und eindrucklich zu uns zu sprechen.

Unter den medizinischen Fakultäten deutscher Sprache war Wien im letzten Jahrhundert weitaus die größte. 1867 hatte sie einen Lehrkörper von 79 Dozenten (Zürich 13) und 1138 Studierende (Zürich ca. 100). Selbst in Berlin zählte man fünf Jahre später erst 404 Studierende der Medizin, während in Wien deren Zahl unaufhaltsam auf 2248 im Jahr 1885 anstieg. Erna Lesky spricht von einer «Monsterfakultät»; sie hatte mit ganz ähnlichen Schwierigkeiten zu ringen, wie sie sich uns heute stellen. (Eine Folge jenes Zustandes war schlechter Vorlesungsbesuch, selbst bei Billroth!)

Für die Entwicklung der wissenschaftlichen Medizin und der medizinischen Ausbildung im 19. Jahrhundert ist Wien somit ein besonders wichtiges Beispiel.

Erna Lesky stellt den Gang der Dinge dar, indem sie fächerweise die medizinischen Lehrer und Forscher Wiens vorstellt und zu Worte kommen läßt; sie beschreibt auch den organisatorischen Rahmen, in welchem sie jeweils wirkten. Damit sind zwei der großen Quellenbereiche angedeutet, die sie ausgeschöpft hat: «die Originalwerke der großen Arztpersönlichkeiten selbst» und die einschlägigen Archivalien. Dazu kommt die gewaltige Masse der biographischen Literatur – man staunt erneut über das riesige Pensum an Forschungsarbeit, das Frau Lesky sich setzte und das ja erst die Grundlage für den Aufbau ihrer Darstellung war, in welcher die Vielfalt der Persönlichkeiten und ihrer Strebungen ausgebreitet und doch zu einem Ganzen zusammengefaßt erscheinen.

Im Vordergrund stehen dabei immer die positiven Leistungen der besprochenen Männer, das Erfreuliche. Doch auch Beschränkung und Rückständigkeit werden als solche charakterisiert – auch sie gehören ja zum Leben einer medizinischen Fakultät als einer menschlichen Institution. In dem versöhnlichen Licht der von berechtigter, stolzer Anerkennung getragenen Gesamtdarstellung verschwinden gelegentlich Schatten, an denen kritische Zeitgenossen Anstoß nahmen. So hat beispielsweise Rudolf Virchow anno 1865 die 500-Jahrfeier der Wiener Hochschule zum Anlaß genommen, um in seinem *Archiv* gegen die seiner Meinung nach dort herrschende amtlich-klerikale Bevormundung des freien Denkens zu polemisieren, und der Jude Sigmund Freud spricht in einer Selbstdarstellung davon, wie er als 17jähriger Studienanfänger (1883) die Geringschätzung seiner deutschstämmigen Kommilitonen erfahren und ertragen lernen mußte. Auf solche mehr stimmungsmäßige Momente geht Frau Lesky nicht ein. Dagegen weist sie auf den viel weniger bekannten, für Freuds Entwicklung sehr wichtigen Umstand hin, daß die damalige Wiener Studienordnung mit ihrem äußersten Maß an Lernfreiheit – sie schrieb bloß 10 Wochenstunden vor! – den theoretischen Neigungen Freuds weitesten Spielraum gewährte.

Für diejenigen, die Erna Leskys Werk erst vom Hörensagen kennen sollten, erwähne ich, daß es sich in vier Hauptabschnitte gliedert. Zuerst wird die Situation um 1800 gezeichnet, darauf jedes Drittel des Jahrhunderts unter einem treffenden Kennwort geschildert: das Vegetieren der Wiener Medizin in der «Stift-Zeit» unter dem Fakultätsdirektorat des ganz auf Wiederherstellung des Alten bedachten Joseph Andreas Stift; das Aufblühen der «zweiten Wiener medizinischen Schule» zur Weltgeltung; das Heranwachsen Wiens zur großen internationalen Ausbildungsstätte in den jungen klinischen Spezialfächern. Dieser letzte Hauptabschnitt unter dem Titel «Neuer Spezialismus – Laboratorium und Experiment» nimmt über die Hälfte des Bandes ein und macht uns mit einer Periode vertraut, von der wir meist weniger wissen als von der vorangehenden

heroischen Zeit Rokitanskys und Skodas, Hebras und Semmelweis'. Fügen wir bei, daß Erna Lesky die Zahnheilkunde ebenso aufmerksam wie irgendeine andere Spezialität behandelt. Das letzte Kapitel ist der Medizinhistorik gewidmet. Es beginnt mit dem aus Sursee im Kt. Luzern stammenden Heinrich Ludwig Attenhofer (1783–1856), dem 1808 in Wien die Lehrerlaubnis für dieses Gebiet erteilt wurde, und schließt mit Max Neuburger (1868–1935), der 1914 das Institut für Geschichte der Medizin an der Universität Wien gründete. Frau Erna Lesky hat in unserer Zeit das Erbe Neuburgers gewahrt und glanzvoll gemehrt. Möge für sie jetzt, nach ihrer Emeritierung, ein tüchtiger Nachfolger gefunden werden! Ein so groß angelegtes, so solid und schön ausgeführtes Werk wie «Die Wiener medizinische Schule im 19. Jahrhundert» wird jedoch einem andern nicht leicht gelingen.

Huldrych M. Koelbing

8. Erna Lesky (Hrsg.), *Sozialmedizin – Entwicklung und Selbstverständnis* (Wege der Forschung, Bd. 273). Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1977. XII + 501 S. Fr. 86.–.

Die Herausgeberin hat hier 18 Arbeiten vereinigt, die die Erfassung der Sozialmedizin vom historischen Gesichtspunkte aus erlauben: Das ist um so notwendiger und verdienstvoller, als es sich bei der Sozialmedizin um ein nicht leicht abgrenzbares «Querschnittsfach» handelt. Der erste, historische Teil des Bandes reicht zeitlich von der Renaissance (Paracelsus, Agricola) über die Aufklärung (z. B. J. P. Frank) bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts (Virchow, die Sozialgesetzgebung Bismarcks). Der zweite Teil ist eher «programmatisch»; er zeigt die Begründung der Sozialhygiene (L. Teleky, A. Grotjahn, A. Fischer, M. Kantorowicz) um 1900 auf und läßt die «für die verschiedenen europäischen Großmächte signifikanten politischen, ökonomischen und sozialen Strukturen» hervortreten. Noch heute aber wird, wie die letzte, 1969 erschienene Arbeit des Bandes zeigt, um eine adäquate Definition des Begriffes «Sozialmedizin» und um seine (eventuelle!) Abgrenzung von der Sozialhygiene gerungen. Sehr schön kommt in diesem Buch die gewaltige Erweiterung des Aufgabenbereiches der Sozialmedizin seit den 1890er Jahren zum Ausdruck, als der Begriff «sozial» noch sehr eng gefaßt war. Eine Würdigung der einzelnen Beiträge verbietet sich im Rahmen einer kurzen Besprechung; lediglich Henry E. Sigerist soll erwähnt werden, der sich der Sozialmedizin als Medizinhistoriker näherte und der ein Engagement auf seine Schüler zu übertragen wußte. Wer den Zugang zu diesem Gebiet auf mehr emotionalem Wege sucht, wird sich von dem opfervollen Leben zweier Pioniere (L. Teleky, A. Grotjahn) beeindrucken lassen. Im ganzen ein sehr

informativer, gut gelungener Band, der sich sehr gut auch zur Einführung in die Sozialmedizin eignet. Hans H. Walser

9. A. E. Imhof (Hrsg.), *Biologie des Menschen in der Geschichte* (Kultur und Gesellschaft, Bd. 3). Verlag Frommann-Holzboog, Stuttgart-Bad Cannstatt 1978. 428 S. inkl. Tabellen und Graphiken. Fr. 53.35.

In fünf Themenkreisen stellt der in Berlin dozierende Schweizer Historiker A. E. Imhof eine internationale Auswahl von zwölf Aufsätzen aus der neueren sozialgeschichtlichen Forschung vor. Die Reihenfolge der Kapitel, welche die widerfahrene, erlebte, beeinflusste, besehene und verwaltete Biologie beschreiben sollen, ist so gewählt, daß die Entwicklung der wissenschaftlichen Erkenntnis und die technisch-administrativen Fortschritte der medizinischen Praxis vom passiven «Widerfahren» bis zum organisierten «Verwalten» sichtbar werden.

Im Kapitel «Widerfahrene Biologie» überzeugt uns vor allem der Aufsatz von M. D. Grmek («Vorbemerkungen zu einer Geschichte der Krankheiten»), in welchem die Berücksichtigung des ganzen Krankheits-Spektrums (die sog. «Pathozönose») und seines Wandels in der historischen Analyse gefordert wird. Die Ausführungen A. Perrenouds zur sozialen Ungleichheit vor dem Tod in Genf im 17. Jahrhundert und die Abhandlung E. Le Roy Laduries über die Hungeramenorrhöe gehen von demographischen Problemstellungen aus und entwerfen ein eindrückliches Bild vom Verhalten des Menschen in seiner sozialen Umgebung. Ebenfalls hervorzuheben ist D. Gaunts Artikel über den Zusammenhang von Arbeitsintensität und Familien- bzw. Haushaltsstruktur in schwedischen Flachland- und Bergbauregionen, ein Beitrag zum Thema «Beeinflusste Biologie».

Einen Meilenstein auf dem Weg zur «besehenen Biologie» setzte die Königlich-Medizinische Gesellschaft in Paris mit ihren national gestreuten Erhebungen zum Krankheitsgeschehen. Besonders aufschlußreich erwies sich nach J.-P. Peter («Kranke und Krankheiten am Ende des 18. Jahrhunderts») die allmähliche Veränderung der Terminologie unter dem Einfluß der Fortschritte der wissenschaftlichen Erkenntnisse. So war zum Beispiel der Begriff «Cholera morbus» bis 1832 nicht mit dem heutigen Krankheitsnamen identisch; man verwendete ihn bis zur Einschleppung der sog. asiatischen Cholera in Frankreich beständig zur Umschreibung der Ruhr.

Diese Hinweise mögen genügen, um anzudeuten, welche fruchtbaren Anstöße interdisziplinäres Denken und Arbeiten erbringen kann. Einige Schönheitsfehler lassen uns hoffen, daß die Zusammenarbeit auf dem weiten Feld der Biologie

des Menschen noch enger wird. Der erste Schritt dazu ist getan; er scheint uns wohl gelungen. Hanspeter Ruesch

10. Owen Hannaway, *The Chemists and the Word. The Didactic Origins of Chemistry*. Johns Hopkins Univ. Press, Baltimore/London 1975. \$ 13.50; Fr. 30.90.

Der Autor setzt den Beginn der Chemie als eigenständiger Wissenschaft auf das Ende des 16. und den Anfang des 17. Jahrhunderts fest. Zur Erhärtung dieser These analysiert er das Werk «*Basilica Chymica*» (1609) des Paracelsisten *Oswald Croll* (ca. 1560–1609) und die Werke «*Alchemia*» (1597), «*Rerum Chymicarum Epistolica Forma ...*» (1595), «*Appendix necessaria Syntagmatis Arcanorum Chymicorum*» (1615) et al. des Chemikers *Andreas Libavius* (15?–1616). Er setzt dabei den Paracelsisten Croll in scharfen Gegensatz zum Chemiker Libavius.

Ausgehend von den Interpretationen von Walter Pagel, Allen Debus, P.M. Rattansi, Charles Webster und anderen, sieht der Autor in Croll einen Enthusiasten und in seinem Schaffen eine Gnosis, die neben chemischem Realwissen vorgibt, die Phänomene des Kosmos und der Sphäre des Menschen zu erhellen. Das *Wort* findet magische Anwendung. Vom soziologischen Gesichtspunkt aus ist Croll überdies ein Vertreter der damaligen «counter-culture», der durch seine Lebensweise gegen das herrschende «establishment» der ausgehenden Scholastik protestiert.

Libavius hingegen, etwas allzusehr in die Rolle des deutschen Schulmeisters stilisiert, formte zu Zwecken der Didaktik ein systematisches Gebäude der Chemie als Wissenschaft, die sich schlußendlich in den Erkenntnissen Lavoisiers usw. auf dem Boden des Rationalismus zu dem entwickelte, was sie heute ist. Das *Wort* bzw. die verbale Formulierung ist Abbild der zugrunde liegenden Sache. Das didaktische Vorgehen des Libavius beruht auf der logischen Methode des Petrus Ramus. Diese expliziert der Autor ausführlich, indem er sich vor allem auf Walter Ong, «*Ramus, Method and the Decay of Dialogue*» (Cambridge/Mass. 1958) beruft. Ramus' Methode besteht in der Definition des Grundbegriffs – «Gattung» –, der durch fortgesetzte Dichotomie in Unterbegriffe – «species» – verfeinert wird. Für die visuelle Didaktik, die mit dem Aufkommen des Buchdruckes gegenüber der oralen eine immer größere Rolle spielte, wurden die vielen bekannten verästelten Tabellen hergestellt. Sie sollten das Memorieren erleichtern.

Zweifellos interessant ist der vom Autor zur Diskussion gestellte verbal-didaktisch-pädagogische Ursprung einer Wissenschaft, in diesem Falle der Chemie. Landläufigerweise geht man ja davon aus, daß sich eine Wissenschaft ge-

wissermaßen von selbst etablierte, wenn nur genügend Kenntnisse von Einzel-tatsachen vorhanden seien, die eine Klassifikation erfordern. Nun sind allerdings klassifikatorische und didaktische Bestrebungen nahe verwandt, was der These des didaktischen Ursprungs der Chemie etwelche Plausibilität verleiht. Damit wird auch der bislang für die Entwicklung der Chemie als so einzigartig geltende Einfluß des Paracelsus und seiner Adepten gebührend relativiert.

Antoinette Stettler

11. Iso Müller, *Pater Placidus Spescha, 1752–1833. Ein Forscherleben im Rahmen der Zeitgeschichte*. Desertina Verlag, Disentis 1974. 174 S., 1 Karte und 23 Abb. Fr. 28.50.

Pater Dr. Iso Müller, geboren 1901, heute durch sein reiches Lebenswerk einer der größten Historiker der Schweiz, war als Stiftsarchivar des Klosters Disentis am richtigen Ort, um auf Grund des Nachlasses von Pater Placidus die Biographie dieses Naturkündigers und Sprachgelehrten zu schreiben. Über sich selber verliert der Verfasser kein Wort: aber als Enkel des Urner Arztes Dr. Franz Müller-Nager (1805–1883), der als Historiker und Dialektforscher, Alpinist und Meteorologe, Erziehungsrat, Kirchenrat und Armenpfleger vielseitig wie Placidus wirkte, muß Iso Müller eine innere Beziehung zu seinem Gegenstand empfunden haben. Vollkommen ausgewogen und immer gleich sachkundig schildert er den Bergbezwinger und Alpenforscher, den Diener an der wirtschaftlichen und erzieherischen Wohlfahrt des Bündner Oberlandes, den Ergründer der rätoromanischen Sprache und den Historiker des Klosters Disentis. Zuletzt wird die Persönlichkeit lebendig vorgestellt aus Selbstzeugnissen über Gesinnung, Gemüt, Neigungen und religiöse Denkweise. Der Erzähler schreibt zügig und verliert sich nicht in gelehrtem Kram, so daß der gefesselte Leser ein Charakterbild empfängt. Ein reicher Anmerkungssteil führt zu den Quellen. Iso Müller konnte sich diese Großzügigkeit leisten, weil er in der Stille viele Einzelfragen in Sonderabhandlungen abgeklärt hatte. 1933 schrieb er zum erstenmal über Spescha; 1969 brachten die «Annalas» die 50 Seiten seiner «Nova contribuziun per la biografia da pader Placi Spescha». 1973 erschien in Band 47 der Zeitschrift «Der Schlern» (Bozen) seine Arbeit über Spescha und Südtirol, 1974 in Band 68 der «Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte» der Bericht über Spescha als Chronisten seiner Zeit. Die «Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens und seiner Zweige» brachten 1973 Müllers Abhandlung über Spescha und die Aufklärung, 1975 jene über Spescha als Verteidiger und Erforscher des Rätoromanischen. Die Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Heimat- und Volkskunde, die sich «Bündner Monatsblatt» nennt, enthält eine ganze Reihe

langer Beiträge Müllers: 1973 über Pfarrer Mattli Conrad und Spescha, dann über Spescha als Historiker, 1974 über Sprachprobleme, weiter über rätsische Namen bei ihm, 1975 über Rätolatein und Altromanisch bei Spescha, 1977 über Forscher und Freunde um ihn. Selber Darsteller der Geschichte des Klosters Disentis und mit dem Bündner Oberland vertraut, konnte Iso Müller seinen einstigen Vorgänger im Archivariat und in der Klostergeschichtsschreibung mit Befugnis würdigen; aber ebensowohl konnte er es in bezug auf den Naturforscher, der alle umliegenden Hochgipfel als erster bestiegen hat. Das Klosterarchiv birgt in 19 Lederbänden Speschas Manuskripte, außerdem in Kopien jenen Teil des Nachlasses, den die Kantonsbibliothek Chur bewahrt, und einen hohen Stoß gelber Umschläge mit weiteren seiner Handschriften; darunter sind die reizvolle Abhandlung über den Kristall und die Schilderung seines Aufenthaltes in Innsbruck. Zur Verfügung standen auch die vielen gedruckten Quellen; sie fangen an mit Rudolf Wolf. Der Geologe Gottfried Theobald bot in seiner Landeskunde «Das Bündner Oberland oder der Vorderrhein mit seinen Seitenthälern» (Chur 1861) außer einer Biographie mannigfache Nachrichten über Speschas Bergreisen. Forstinspektor Johann Coaz, selber Alpinist, würdigte sie im Jahresbericht der Naturforschenden Gesellschaft Graubündens (Jahrgang XI, Vereinsjahr 1864/65, Chur 1866). Der Aufsatz Samuel Plattners in den «Alpenrosen» 1866, «Ein Mönch und Bergsteiger», verrät am Schluß die Einzelheit, daß Pater Placidus einen Geißbuben mit den Kohlen des Hirtenfeuers auf Steinplatten zeichnen sah und ihn der Ausbildung zuführte: jener Felix Maria Diogg wurde Bildnismaler, bekannt mit Goethe und Pestalozzi. Im «Jahrbuch des Schweizer Alpenclub» wurde im zehnten Jahrgang 1874 Speschas Beschreibung der Bergpässe im Grauen Bund gedruckt. Ein erstes reiches Lebensbild bot Caspar Decurtins 1874; das stattliche Vaterhaus dieses Sozialkämpfers steht in Trun nahe beim bäuerlichen Geburts- und pfarramtlichen Sterbehaus des Paters. Später haben Ordensbrüder Speschas Leben dargestellt: Martin Gander 1886, Bruno Walter 1933, zuletzt Flurin Maissen 1970 im zweibändigen Sammelwerk des Calven-Verlags «Bedeutende Bündner aus fünf Jahrhunderten». Im «Jahrbuch des Schweizer Alpenclub» 39 (1903) anerkannte J. Königsberger Spescha als Entdecker fast aller Mineralfundstellen des Rheintals von der Oberalp bis zur Val Punteglias bei Trun; 1911 sprach sich der Alpinist Wolfram Derichsweiler im gleichen Organ über Spescha als kühnen Kletterer aus. Gustav Bener-Lorenz nahm ihn 1938 in die «Ehrentafel bündnerischer Naturforscher» auf. Grundlegend aber war das Werk «Pater Placidus a Spescha. Sein Leben und seine Schriften. Herausgegeben von Friedrich Pieth und Karl Hager», Bümpliz-Bern 1913, mit 100 Seiten Einleitung und 500 Seiten Texteditionen. Kurz vorangegangen war

Heinrich Dübis auszugsweiser Abdruck dreier Spescha-Briefe in «Jakob Samuel Wyttenbach und seine Freunde». Die Burgerbibliothek Bern besitzt vier Spescha-Briefe an Jakob Samuel Wyttenbach, fünf an Bernhard Zeerleder und einen an Johann Wyttenbach; für Zeerleder hat Spescha ein Plänchen des Bündner Oberlandes gezeichnet, Flußnetz und Orte mit Tinte, die Berge mit Bleistift. Die Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek Zürich verwaltet von Spescha fünf Briefe an Johann Gottfried Ebel und einen an Gerold Meyer von Knonau. Ebel schickte ihm die Pause eines Panoramas vom Calanda mit Hinweisbuchstaben und langer Frageliste: «welches Gebirge? welches Thal hier?», wozu Spescha teils nebenstehend, teils in einem Brief Antworten gab.

Zu all dem Verstreuten bietet Iso Müllers Buch den Schlüssel. Bescheiden will er nur das Werk von Pieth und Hager «ergänzen und weiterführen». Aber ihm gelingt die Synthese. Das merkt man sofort schon bei der Darstellung der Gipfelbesteigungen in zeitlicher Abfolge, dann bei der Betrachtung, wie er Höhen maß, Karten zeichnete, Berge benannte, wie er Gletscher, Winde, Lawinen beobachtete, Gesteine, Kristalle, Pflanzen sammelte. Der Menschenfreund wollte eine Idealsiedlung anlegen, das Tenigerbad heben, Erzgruben ausbeuten. Er dachte an ein Altersheim, ein Bergspital, eine Klubhütte. Manches ist seither in seinem Sinne verwirklicht worden. Die 1908 erbaute Klubhütte am Pontegliasgletscher steht am von Spescha bezeichneten Ort, und das schöne Altersheim in Trun wurde auf Antrag des jetzigen Arztes Pius Tomaschett an den Platz gestellt, wo Spescha es haben wollte. Treffliche Zitate bereichern Iso Müllers Buch. Spescha war geistvoll; man könnte mit seinen Aphorismen ein Sentenzenbüchlein anlegen.

Heinz Balmer

Mitteilungen

Frau Prof. Dr. med. et phil. Dr. med. h. c. Erna Lesky, Ordinaria für Geschichte der Medizin und Leiterin des Institutes für Geschichte der Medizin der Universität Wien, ist auf 28. Februar 1979 von Professur und Institutsdirektion zurückgetreten. Mögen uns ihre Beziehungen zur Schweiz erhalten bleiben!

Internationaler Kongreß für Geschichte der Pharmazie: 13.–16. Juni 1979 in Basel; am 17. Fahrt über Bern zum neuen Standquartier Lausanne, am 18. Exkursion nach Genf oder Zermatt, am 19. nach Nyon. Anmeldung bis 9. Juni bei Dr. H.-R. Fehlmann, Schloßapotheke, CH-5103 Wildegg.